

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

9 (2.2.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 2. Februar 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro}. 9.

Die Vergeltung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Gasthof wurde wohl selten von Fremden besucht, er lag abgelegen in einem Winkel der Vorstadt, und mehrere Zimmer des oberen Stockes waren vermietet. Wie der arme Reiche nun die Treppe hinaufsteigen wollte, schreckte ihn eine gespenstige Erscheinung zurück und fesselte seinen Fuß an die Schwelle. Es war eine Wiedergeburt der Zeit und des Ortes; es war Graf Erhard, wie er war, als er zu dem blutigen Zweikampfe ging. Dasselbe Antlitz, dieselbe Bleiche, dasselbe wilddrohende Auge. Mit bitterem Lächeln über seine eigene Thorheit, fuhr sich Erwald, da die Gestalt verschwunden war, über die gefurchte Stirn und betrat sein Gemach. Fast in demselben Augenblick wurde nebenan eine Thüre stürmisch aufgerissen und eine wild erregte Stimme rief: „Emilie! ich muß Dich sehen, ehe ich meiner armen Mutter die Trauernachricht bringe.“ — „Du hast nichts erlangt? sieh eine zarte Mädchenstimme zögernd ein. — „Nichts, nichts,“ erwiderte die vorige Stimme, „der Sachwalter verlangte einen Vorstoß, so groß und bedeutend, daß wir ihn bei unserer Armuth nimmer leisten können und meinte dennoch, der Erfolg würde gegen den reichen Erben höchst zweifelhaft seyn. Auch meiner Mutter Trauschem und die Zeugnisse meiner rechtlichen Geburt fand er nicht genügend, um Anspruch auf das kleine Majorat machen zu können.“ — Das Mädchen erwiderte etwas, doch ihre Worte waren so leise, daß sie dem unwillkürlichen Lauscher unverständlich blieben, aber der Jüngling rief lauter in steigender Leidenschaft: „ich bin ein Bettler, ohne Hoffnung, ohne Aussichten. Du mußt mir entsagen, Du darfst Deine Jugend, Dein ganzes Leben nicht fesseln an den Fluch der Armuth. Werner ist ein Biedermann; er ist mehr als wohlhabend, er hat um Deine Hand geworben, vergiß mich Unglücklichen in seinen Armen.“ — „Undankbarer, was forderst Du, rief das Mädchen, welches ein böser Geist hat Dich ergriffen; sind wir nicht Beide gewohnt, zu entbehren, willst Du mich von dem Krankenbette Deiner Mutter scheuchen? sie möge entscheiden, was wir thun und lassen sollen. Gerne will ich noch länger harren, bis sich uns eine Hoffnung, eine Aussicht zeigt, aber Dir entsagen kann ich nimmer.“ — „Jede Hoffnung ist dahin,“ erwiderte finster der junge Mann, „denke nur, welches Licht des Glückes uns aufging, als meine arme getäuschte Mutter jenen Brief empfing, und nun ist Alles dahin. Nicht ihr Name, nicht der meinige ist in dem Testamente erwähnt, einem Fremden fallen alle Besitzungen zu.“ Es ist sonderbar, unbegreiflich! klagte das Mädchen, aber beruhige ich nur, tröstete es wieder freundlich, den eigenen Schmerz verbergend, auch die Armuth ist ein Segen Gottes; sie bewahrt des Menschen Herz vor Selbstsucht und Unthaten. Besser ist es, das Brod der Dürftigkeit zu essen, als zu schwelgen im Verderben. Kannst Du wissen, ob Jener, der Dir Dein Erbe genommen, glücklich durch diesen Raub geworden; kannst Du sehen seine Qual, seine Angst, seine innere Pein? Wahrlich, es wird ihm nimmer Segen bringen, wenn er mit Unrecht genommen, was ihm nicht gehört; sein eigener Schat-

ten wird ihn schrecken und Gott wird ihn finden und richten, wo er sich auch verberge.

Der Erbräuber schauderte; von ihm war die Rede; jener Jüngling war der Beraubte, war Karsteins Sohn; doch die Stimme des Mädchens, das ein so strenges Urtheil über ihn sprach, war ihm unbekannt und dennoch schreckte sie alle erstarrten Gefühle seines Herzens auf. In ängstlicher Hast, als könnten ihn die Bestohlenen finden, erkennen und durchschauen, eilte er aus seinem Zimmer auf die Straße hinaus. Wahrscheinlich begann schon jetzt seine Gewissensqual und das Gericht des Sünders; erst spät, gegen Mitternacht, da Alles schon schlief, kehrte er in den Gasthof zurück.

Hülfe! Hülfe! Erbarmen! Rettung! kreischte es in die stille Nacht hinaus. Emilie schreckte aus einem freundlichen Schlummer empor; neben ihr, in dem Fremden gemache, wurde laut um Hülfe geschrien, und dazwischen leuchtete es bekloffen aus Athem beraubter Brust, als wenn Jemand zu ersticken drohe. Die vom Schlaf Aufgeschreckte zitterte und wählte noch zu träumen; jetzt aber fiel ein Schuß, und wieder einer, und dann lachte es so grell und anhaltend, daß es durch das ganze Haus bebte. Die andern Bewohner wurden nun auch rege: Emilie hörte sie die Treppe hinaufsteigen; der Mond schien hell in das Zimmer herein; sie warf schnell ein Kleid über und eilte ebenfalls hinaus. Indes hatten der Wirth und der Hausknecht die Thüre des Zimmers, aus welchem das Geschrei und Wimmern tönte, erbrochen, und alle Versammelten traten ein. Mitten im Gemache stand ein alter Mann, entsetzt von innerer Seelenangst, die Hände abwehrend gegen die Wand gefehrt, und schrie den Eintretenden entgegen: rettet mich vor ihm, dem Schrecklichen! — In dem Zimmer war Niemand, als der Fremde allein. Vor wem sollen wir Sie schützen, fragte der Eigenthümer des Hauses, wo ist Derjenige, vor dem Sie sich fürchten? — Seht Ihr ihn denn nicht, zähnsapperte der Unglückliche und wies furchtsam auf seinen eigenen Schatten, der sich im Licht des Mondes an der Wand zeigte; seht Ihr den finstern Unantastbaren, er ist gekommen, denn das Maas meiner Sünden ist voll und übervoll. Ich wollte mich wehren gegen den Körperlosen, ich schoss nach ihm, aber ich konnte den Geist nicht morden und sein Hohngelächter spottete meiner Unkraft.

Jetzt drang die Scharwache in das Haus und in das Gemach; sie trug hell lodrende Fackeln, die grell in das kleine Zimmer hineinleuchteten; da schrie der Beshörte auf's Neue laut auf und kreischte: Seht Ihr die Flammen der Hölle um mich glühen, seht Ihr die feurigen Schlangen sich um mich züngeln; seht Ihr ihn erwachsen den Gräßlichen und sich über mich beugen? — Er schmetterte zur Erde vor seinem Schatten, der bei der Bewegung der Lichte bis zur Decke emporgestiegen war, und aus der bekloffenen Brust des Sünders stöhnte es: Ich bin ewig und ewiglich verdammt; aber ich habe verdient meine Strafe, ich habe geheuchelt und gesündigt mein Lebenslang und gelästert das heilige Wort des Herrn. Ich log, wenn ich am Altar betete, ich log, wenn ich auf der Kanzel lehrte, und heuchelte an dem Krankenbette des Sterbenden wie an dem Taufbecken,

vor welchem ich den Neugeborenen zum Christen weihte. Ich stahl dem Armen sein Eigenthum, warf das Testament des Verstorbenen in das Feuer und frevelte gegen jedes Gebot Gottes.

Des Wahnsinnigen Selbstanklage erstarb in unverständlichen Lauten; alle Umstehenden waren von Mitleid und Schmerz ergriffen, aber die Unglücklichste von allen war jetzt die arme Emilie. Ueber sie war eine furchtbare Ueberzeugung gekommen, denn aus den einzelnen Worten begann sie zu ahnen, daß es ihr Vater war, der von dem Wahnsinn ergriffen, sich des Raubes, der Heuchelei und des niedern Geizes anlagte; nur der Glaube an Gott gab ihr die Kraft, nicht zu verzagen und nicht, wie der Gerichtete, der ewigen Geistesnacht zu verfallen.

Der Irtsinnige wurde nach dem Gute zurückgebracht; als man nun seine Wohnung näher untersuchte, fand man unter seinem Bette einen Kasten, in welchem er seinen ergeizten Schatz verborgen, die Kupferpfennige, die er einst erbettelte, den Thaler, den er einst als Hirtenbube empfing, das Gold, welches Narstein ihm zuwarf, als sie sich nach dem Zweikampfe trennten; Tauf- und Henkelthaler und der Scheidemünze eine bedeutende Summe.

Ewald blieb unheilbar, mit einer furchtbaren Einbildungskraft malte er sich das Grausen der Hölle aus, in der er zu seyn wähnte, und wenn irgend ein Licht ihm seinen Schatten zeigte, bebte er furchtsam zusammen und rief: der Finstre naht, um mich zu quälen. Nur wenn es um ihn dunkelte, kein Licht einen Schatten warf, wurde er ruhiger, nur die trostlose Finsterniß gab ihm einigen Frieden.

Emilie, Ewald's Tochter und seine Erbin, wurde des jungen Narstein's Gattin, so ging der Wille des Todten dennoch in Erfüllung, und Güter und Schätze fielen dem rechtmäßigen Erben anheim. Aber die Eheleute lebten still und eingezogen und wandten ihre Reichthümer nur an, das Elend der Nächsten zu lindern.

In dem Schlosse, das nun Narstein, dessen Gattin und Antonie bewohnten, war ein Zimmer von jedem Geschäftsgeräusch entfernt, dessen Fensterladen nie geöffnet wurden, und in welches nie ein Strahl des Lichtes drang. Hier lebte Ewald in ununterbrochener Finsterniß, in nie schwindender Nacht. Nie verließ ihn die Manie, er befände sich in der Hölle; dennoch hatte er oft so lichte Augenblicke, daß er über sein früheres Leben und über seine Vergehen genaue Aufschlüsse geben konnte. Noch ein anderes Seelenrathsel umschauerte den Unglücklichen; wie er früher nie Vater gewesen, war er es auch im Irtsinn nicht; hier war sein Herz wie seine Erinnerung völlig todt; die Tochter, die ihn pflegte und mit liebender Sorgfalt wartete, hielt er für eine fremde Erscheinung, und das heiligste der menschlichen Gefühle blieb ihm immerdar unbekannt. Wenn aber Narstein zu ihm sprach, schien in seinem Gedächtniß ein dunkles Bild zu erstehen, aber es blieb verworren und unscheinbar, er verwechselte den Sohn mit dem Vater und forschte dann ängstlich, ob auch Erhard dem finstern Gericht verfallen, und auch seine Seele in Gluthen der Hölle leide? Nur das Erscheinen eines einzigen Wesens wirkte wohlthwendig auf ihn; es war Antonie. Nie wagte er sich ihr zu nahen, aber er lauschte aufmerksam dem Klange ihrer weichen Stimme, und sein sich immer mehr verdunkelnder Geist schien späterhin nur allein ihre Worte, ihre Reden zu verstehen und zu fassen. Wenn die gräßlichen Bilder seiner Einbildungskraft und seiner Selbstpein zur furchtbaren Höhe hinanwuchsen und sein verzweifelndes Gefühl den vorüberwandernden Landmann auf der Wegstraße schreckte, vermochte Antonie allein ihn zu beruhigen, allein einen matten Strahl von Frieden in sein beängstigtes Herz zurückzurufen. Die finstern Schauergebilde, welche er sich

selbst erschuf, entwichen, wenn die Milde nahte. Und die Milde brannte sich deshalb selbst in seinen finstern Kerker und verließ ihn nur selten; ihr weiches Herz hatte längst vergessen, wie schwer Ewald einst gegen sie gefrevelt hatte; wie hart müßte auch die Menschenbrust seyn, die nicht das Unglück des Schuldigen versöhnen könnte. Sie ist ein Engel Gottes, flüsterte er, wenn er ihrem frommen Gesange lauschte, vielleicht wird ihr Gebet noch meine Schuld sühnen, vielleicht wird mir um ihretwillen noch Gnade und Erbarmen, und ich bin nicht ewiglich verloren!

Viele Jahre vergingen; Ewald war ergrist; das Ende seiner Tage und seiner Leiden nahte; er erkrankte. Schwierig war jede Hülfe, jede Linderung, da der Kranke im ewigen Dunkel lebte und man das Vergehen seiner Lebenskraft nicht genau gewahren konnte; zwar wurden in der letzten Zeit seine wachen Träume weniger qualvoll, aber so wie nur ein mattes Licht im Zimmer aufdämmerte, kehrten auch die gespenstigen Bilder zurück.

Der Morgen war noch nicht angebrochen; Antonie sprach tröstende Worte zu dem Leidenden, dessen erkaltete Hand jetzt krampfhaft die ihrige umschlungen hielt. Da trat der Arzt ein; als er den matten, vergehenden Pulsschlag fühlte, fand er es unerlässlich, den Kranken zu sehen.

Aber er konnte ja nicht ertragen das milde Licht des Tages; die freundliche Helle, nach der sich alle Wesen sehnen, nach der selbst das Leblose, der Baum, der Strauch, die Pflanze ringt, war ihm ja furchtbare Qual. Der Sonne belebender Strahl, des Mondes sanftes Licht, der Sterne Glanz war ihm ja furchtbare Folter. Endlose Nacht in ihm, endlose Nacht um ihn, konnte er nur ausdauern in der öden Finsterniß, die uns mit gespenstigem Grausen anschauert. Deshalb jagte Emilie, den Willen des Arztes zu befolgen; sie fürchtete, des leidenden Vaters letzte Augenblicke noch mehr zu erschweren. Da flüsterte Antonie leise: „wenn man die Fensterladen öffnet, vielleicht wäre ihm das Aufdämmern des beginnenden Tages minder schrecklich, als das grelle künstliche Licht?“ Ihr Rath wurde befolgt, aber so wie die Laden geöffnet wurden, brach die Morgenröthe mit ihrem verklärenden Glanze in das Zimmer und überfüllte Alles mit Rosenschimmer und Purpurgluth. Der Kranke zuckte aus seinem Todesschlummer empor; seine blassen, seit langen Jahren nur an Finsterniß gewöhnten Augen starrten unbewegt in diesen Gottesglanz. In seinem bleichen Antlitz, in seinen vom Wahnsinn erstarrten Zügen ging eine verklärende Wandlung vor. Er athmete hoch auf, als sei seine Brust von einer schweren Last befreit; er streckte die Arme dem Rosenlichte entgegen und rief: „das ist Gott in seiner Näh! mir ist vergeben;“ und er betete mit freudigem Erkennen: Herr, Herr! du bist ewig gnädig und dein Erbarmen ist ohne Ende. Jetzt wandte er das matte Haupt zu Emilien, die zunächst seinem Lager kniete, und die Blicke auf Antonie gerichtet flüsterte er: „Mein Engel hat meine Schuld gesühnt.“ Er lächelte noch einmal auf die um ihn Weinenden nieder und war nicht mehr.

Last uns glaubig hoffen, daß ihm der Ewigmilde verziehen hat.

× Unsere Zeit

und die häusliche Erziehung auf dem Lande.
„Das Unglück schreitet schnell.“
Schiller.

An einem der letzten Abende des Jahres 1846 wanderte der Bot' vom Walde einem kleinen Dorfe zu, welches unter

die nicht geringe Anzahl derjenigen gehört, auf denen die Noth unserer Zeit mehr als schwer lastet. Im Wirthshause des Ortes gab er seine Neuigkeiten ab. Der Ofen war umlagert von Männern, deren Aussehen verrieth, daß ihnen nimmer viel zu nehmen sei. Sie aßen nicht, sie tranken nicht, sie spielten nicht. Sie wärmten sich, mit dem Blicke unneuenbaren Kummers vor sich hinstarrend, und vergeblich bemühte sich der Eine und Andere, seine Seufzer unhörbar zu machen. Mit seiner gewohnten Theilnahme fragte der Bote: „wie geht es denn hier, ihr lieben Leute?“ Der Eine schüttelte den Kopf, der Andere lächelte, wie nur die Verzweiflung lächeln kann, ein Dritter endlich begann: „Du lieber Gott! Wenn die Herren da unten wüßten, wie es bei uns ist, sie würden gewiß auf ihrem Landtage unser Elend bedenken. Ich habe sechs unermöglichte Kinder, die keine Mutter mehr haben. Bei der Armut unserer ganzen Gemeinde bleibt mir, da ich weder Kartoffeln, noch Frucht zu einem Laib Brod habe, nichts übrig, als sie trotz Schneegestöber, trotz Kälte und Sturm hinauszuschicken, um ein Stückchen Brod sich zu erbetteln. Kommen sie dann Mittags heim, wo sie sonst, von der Schule kommend, eine warme Stube, eine gesunde Suppe, Milch und herrlich duftende Kartoffeln fanden, — so finden sie jetzt nichts als einen kalten Ofen und Alles, was ich ihnen als Mittagmahl vorzustellen vermag, besteht in einer warmgemachten Schüssel voll Wasser, in das sie etwas Salz werfen und dann ihre erbettelten dunkelschwarzen Stückchen Brod einbröckeln. Dies ist jetzt ihre tägliche Kost!“

Lieber Leser! Es ist keine Dichtung, was du so eben gelesen, sondern Wahrheit. Wahrheit ist es, daß jetzt in vielen Dörfern die Kinder zur Schule in einem Zustande kommen, bei welchem dem Lehrer schwer wird, zu unterscheiden, ob er noch seine sonstige Jugend oder nur eine Anzahl sinnberaubter athmender Maschinen vor sich habe. So wird die Noth auch zur Quelle geistiger Erschöpfung, wie sie der Born der leiblichen Entkräftung ist; so versagt bei unbefriedigtem Magen selbst der Verstand seine Dienste. Aus den Hütten ist der süße Friede entflohen, der sonst in ihnen wohnte und die armen Kinder, die sonst an ihrem knappen Mahle sich harmlos begnügten, sitzen jetzt mit blauen statt rothen Wangen um ihren Tisch und drücken weinend und seufzend ihre in Wasser aufgeweichten erbettelten Brodbrocken hinunter. Die Tischgebete, die sie sonst freudig sprachen, verstummen, der Gehorsam gegen die Eltern, von denen sie nimmer genährt und gekleidet werden können, verschwindet; die Eltern selbst machen sich vergebliche Vorwürfe, und viele derselben verlieren sogar den Muth, ihre Kinder zurechtzuweisen, während andere in ihrem Unmuth die unschuldigen Kleinen tyrannisiren. Wenn die Sonne sinkt und die Gebetglocke die bettelnden Kinder nach Hause ruft, finden sie nimmer, wie sonst, ihr friedliches Abendbrod, sondern nur einen leeren Tisch und sich streitende und fluchende Eltern, von denen sie nimmer gespeist, wohl aber zusammen — ohne Unterschied des Geschlechts, ohne Berücksichtigung des Alters — auf ein unreinliches hartes Lager geworfen werden. Hier müssen sie schweigen, wenn sie nicht mißhandelt werden wollen. Der Nacht folgt zwar der Morgen, aber für die armen Kleinen folgt nur Elend dem Elend. Bei dem Gedanken an diese Zustände in zahllosen Familien auf dem Lande ruft jeder Menschenfreund unwillkürlich mit dem Dichter aus:

„Trost- und hilflose Welt! wo ist dein Heil?

Wo rettungslos verloren deine Rettung?“

Die häusliche Erziehung ist es, von welcher das Glück und das Unglück, der gute und schlimme Charakter eines jeden Menschen unendlich abhängiger ist, als von dem Unterrichte, den man ihm in der Schule ertheilen kann. Kein Lehrer ist im Stande, das zu ersetzen, was Eltern an ihren

Kindern verabsäumen. Wie schwer ist es, bei dieser Wichtigkeit der häuslichen Erziehung denjenigen Eltern eine Verantwortung zuzuschreiben, welche die Noth zwingt, ihre Pflichten zu vernachlässigen und ihre Kinder, die sie selbst nimmer erhalten können, auf den Bettel hinauszujagen? Und dort gibt es in diesem Augenblicke in unserm Lande, insbesondere in den Dörfern, eine Anzahl solcher bettelnder Kleinen, welche trotz Sturm, Regen, Schnee und Kälte von Thür zu Thür um ein Stückchen Brod für sich und nicht selten auch für eine daheim kranke Mutter oder einen kranken Vater ersehnen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen. Noch mehr aber, als diese kläglichen Thatsachen das Herz rühren, wird dieses von dem Gedanken an das Verderben erschüttert, welches diese Bettelei in den kindlichen Herzen, in dem aufkeimenden Geschlechte anrichtet. Sie erzeugt in ihm Faulheit; sie erstickt in ihm jeden Funken von Ehrgefühl; sie macht die Kleinen gleichgültig gegen Niederträchtigkeit und Lüge, und — durch die bösen Beispiele, welche sie nicht selten zu sehen bekommen, sowie durch Bilder der Unsitlichkeit — werden die selbst für den leisesten Eindruck empfänglichen Kinderherzen eben so oft als leicht von der Sünde in ihr Netz gezogen, woraus sich loszumachen ihnen für immer die Kraft geraubt ist. So wird die Wohlthätigkeit selbst, die unsern Tagen einen so bedeutenden Aufschwung genommen, zur Sünde.

Die täglich sich mehrenden Appellationen an den Wohlthätigkeits Sinn, sowie der sich bei uns besonders stark und wirksam herausstellende Wohlthätigkeitstrieb sind überhaupt so merkwürdige und für unsere Zeit so charakteristische Phänomene, daß sie hier nicht schlechtweg übergangen werden können. Muß man nicht in den gewaltsamen Anstrengungen der Wohlthätigkeit eine Anerkennung der bestehenden socialen Mängel an den Tag gelegt sehen? Drückt nicht das allseitige Wirken des Wohlthätigkeitstriebes das in der Gesellschaft drängende Bedürfnis nach Befreiung und Erlösung von allen Zuständen — wie sie sind — aus? Man kann diesem neuen ritterlichen Kreuzzuge, welchen die Wohlthätigkeit unserer Zeit nach dem heiligen Grabe der menschlichen Leiden hin antreten will, in der That seine ganze Bewunderung nicht versagen, und Jeder, der das Kreuz, durch welches die Wohlthätigkeit romantisch wird, an seine Brust heften will, sei uns in diesem Würdenschmuck des christlichen Erbarmens ganz besonders geehrt. Die Wohlthätigkeit aber, kann sie auch noch so umfassend und mächtig organisiert werden, kann sie auch wirklich als der heilbringende Schwan alle Bogen des menschlichen Leidens durchschiffen, so vermag sie doch für sich allein, bloß als christliche That der Barmherzigkeit, die Wunden der Gesellschaft nicht zu heilen, und in unsern besorglichen Tagen, wo man sich einander gerne alle möglichen Gefährlichkeiten vorrednet, muß es wohl auch erlaubt seyn, auf die gefährliche Seite der Wohlthätigkeit hinzudeuten, wie es vorhin bei der Wohlthätigkeit gegen Kinder geschehen ist. Das allein wird die wahre und höchste Wohlthätigkeit seyn, die nicht bloß denen geben will, die nichts haben, sondern die denen, welche etwas erwerben und dadurch etwas seyn wollen, hiezu hilft; denn der Hauptgedanke unserer Zeit ist kein anderer, als daß; da jeder Mensch ein Recht, zu existiren, hat, die Gesellschaft so eingerichtet werde, daß diesem Recht des Daseyns jeder Mensch zu genügen vermag.

Wie soll aber dem bezeichneten schlimmen Einfluß der Noth unserer Zeit auf die häusliche Erziehung auf dem Lande abgeholfen werden? wie kann hier geholfen werden? wie kann die Tyrannei, welche diese Noth schon auf die künftige Generation ausübt, gebrochen werden? Etwa durch die Rippenstöße, womit die Bättel der Dörfer die hungrigen Kleinen

von den Thüren weg, auf die Straße stoßen? oder durch den Tadel oder die Schläge des Lehrers? Wie mancher Lehrer muß sich mit einem Gehalt durchschleppen, der kaum zur Ernährung eines Tagelöhners ausreichen würde; wie könnte ein solcher ein vor Hunger um Brod stehendes Kind züchtigen! Womit ist zu helfen? — Nur das hilft, was jetzt eben so sehr wie Brod dem Armen fehlt, nämlich — Arbeit — Arbeit — Nur Arbeit macht den Menschen zum Bezwingler der Noth; nur Arbeit macht ihn stark genug, die Fesseln des Glends abzuschütteln, um als tüchtiger Matrose auf dem Schiffe der Zeit mitzuwirken, welches dem goldenen Blitze der Freiheit zuzugeselzt berufen ist.

Der Nagel.

Dem Nagel, wie der Leser sieht,
Gilt, zur Veränderung, dies Lied.
Was läßt sich wohl vom Nagel sagen?
Je nun, laßt sehn, wir wollen's wagen,
Ihm ward noch nie ein Lied gebracht,
Jetzt hab' ich eins für ihn gemacht.
Ziel mir vom Nagel gar nichts ein,
So müßt' ich ganz — vernagelt sehn;
Doch Manchen wohl der Leser kennt,
Den man mit Recht — vernagelt nennt.
Vernagelt ist der arme Tropf,
Gewiß, in dessen leeren Kopf
Nicht das geringste Witzwort dringet,
Dem kein vernünft'ger Schluß gelingt,
Berlacht wird er von aller Welt,
Doch es bedachte oft mit Geld
Die stets so gütige Natur
Solch' eine dumme Kreatur.
Denn für Verstand muß doch auf Erden
Ihm ein Ersatz geleistet werden.
Da wird denn solcher Mann von Holz
Gar aufgeblasen oft und stolz;
Man wundert sich und ruft: „poz Nagel!“
Seht doch, der Mann hat einen — Nagel;
Vor Stolz kennt er sich selber nicht,
Wenn er von Tausenden nur spricht;
Er glaubt dabei, es mache Geld
Allein den Mann nur in der Welt.
Raum kann er seinen Namen schreiben;
Mag er bei seinem Nagel bleiben,
In jener grauen Räterzeit
Frank man gehbr'ig, fast wie heut,
Und man bestand zu seinem Lobe
Beim Humpen stets die Nagelprobe.
Heut wird's ein — Nagel dem zum Sarg,
Der, ewig durstig, ewig trinkt,
So lang ihm noch die Flasche blinkt;
Dann sucht er oft, wenn Schulden drängen,
Den Nagel, um sich — aufzuhängen.
Mit diesem Lied ist's nun vorbei;
Doch sagt, ist es nicht nagelneu,
Und hat wohl je ein menschlich Wesen
Vom Nagel schon ein Lied gelesen?
Der Nagel hält auch manch' Edikt,
Das in der Schänke man erblickt,
Das Halten mag gar schwer wohl sehn,
Drum hält's der Nagel nur allein.
Gefällt der Späß, hab' ich, will's hoffen,
Den Nagel auf den Kopf getroffen.

Maritätenkästlein.

○ Ein Belgier hatte kürzlich das Unglück, durch eine Quetschung auf der Eisenbahn einen Finger zu verlieren. Er ließ sich aus dem amputirten Knochen ein Paar Hemdknöpfschen dreheln und trägt nun diese eigenen Gebeine mit einem gewissen Stolz als Zierde seines Hemdes.

○ Ein Rechenimpel. In B. zählte Einer die Kinder seines Vaters also: „Ich und der Job sind Einer, und der Bernet in der Seegäß' sind 2, und der Gottfried auf dem Bruderhaus sind drei, und der Christian in Altenstaig sind vier. S'ist net recht, s'ist net recht; wir sind doch unsere 5 Brüder: „Ich und der Job sind Einer, und der Bernet in der Seegäß' sind zwei,“ ic. und so brachte er mit sich selber immer nur 4 Brüder heraus.

○ Mißverständnis. Am Schlusse einer großen Jagd führte der Zufall einen sehr jugendlichen Lieutenant in die unmittelbare Nähe des Königs und huldvoll wandte sich Se. Majestät gegen seinen Nachbar mit den Worten: „Wir haben heute ein herrliches Abendroth!“ — „Ja wohl, Erw. Majestät,“ erwiderte durch die unerwartete Rede ungemein befangen der Lieutenant, „ich freue mich unaussprechlich darauf, denn ich habe sehr viel Hunger.“ (Er hatte „Abendbrod“ verstanden.)

○ Scheliche Kriegslust. Ein Herr in Pesth hatte erfahren, daß seine Frau sich auf der Straße ein Ketzenvous mit einem Jugendbekannten gegeben. Was thut der Gatte? Er ist darüber gar nicht traurig, er stürzt sich nicht in's Wasser, er hängt sich nicht an einen Strick, noch an eine Andere; im Gegentheil, den ganzen Tag über ist er in der lustigsten Stimmung. Abends aber, zur Stunde des Stelldicheins, erscheint er frühzeitig auf dem bestimmten finstern Platz, nimmt die Stimme des guten Freundes an, und sängt einen Zank mit der Geliebten an, den er in roher Weisheit mit Mißhandlung der Frau endet. Die Frau zitt empört nach Hause, und liebkost den Mann, wie er nach Hause kam, da sie ihn nun jedem Geliebten vorzieht. Der Gatte aber ist damit noch nicht zufrieden, er ladet den guten Freund zu Tische, und ist gegen ihn äußerst zuvorkommend. Nach dem Essen entfernt er sich einen Augenblick, um Cigarren zu holen. Die Frau, in deren Brust der Zorn die ganze Zeit über gekocht hatte, fährt nun auf, schleudert dem Geliebten das Salzfaß an den Kopf, nebst einigen entsprechend freundlichen Titulaturen. Ehe es zu einer Erklärung kommen kann, ist der Mann wieder da. Der Geliebte aber schützt Zahnschmerzen vor, und entfernt sich mit süßlichen Worten und glühenden Blicken. Der Mann lächelte in sich hinein, er denkt, ich habe mich gerächt, ohne bei Beiden anrührig zu werden.

○ Scherzfrage: Welche Sie ist am meisten beschäftigt?

Charade.

Die Erste nennt vereint, was Gott erschaffen,
Die Zweite eine böse Leidenschaft;
Wenn sie berührt, der gleicht der Art von Affen,
Die mehr, als sie gebraucht, zusammenrafft.
Das Ganze aber bringt noch blut'ge Wunden,
Bringt manchen Europa'r in's fremde Grab,
Doch nur Geduld, vielleicht ist's bald verschwunden,
Und sieggelkrönt fährt die Armade ab.

Auflösung der Charade in No. 8:

Sturmwind.